



EINE GESCHICHTE DER ABSAGEN – UND EIN TROTZDEM

«Der Luzerner Intendant Benedikt von Peter inszeniert Mozarts «Don Giovanni» und zeigt einmal mehr, warum sein Theater zurzeit das interessanteste der Schweiz ist.» So las man in der «NZZ» nach der

Text: Marlène Schnieper Premiere vom 13. Januar. Das Lob war nicht neu. Die Irritation von Seh- und Hörgewohnheiten, die Überblendung von Bildern, eine multimediale Annäherung an den klassischen Stoff – vieles, was diesen «Don Giovanni» charakterisiert, steht für von Peters künstlerischen Impetus schlechthin. Der 41-jährige Deutsche startete in Luzern mit der Spielzeit 2016/17 und wird seine Zeit hier in der Saison 20/21, einem Ruf nach Basel folgend, definitiv beenden. Selten sind die Kritiken für das Luzerner Theater (LT) so enthusiastisch gewesen wie für die Ära, die er mit einem festen Stab und teils illustren Gästen prägte. Das Haus an der Reuss hat damit auch neue Sponsoren und gelegentlich auch ein neues, jüngeres Publikum gewonnen.

«Du fühlst dich als Systemtöpel»

Bei allem Glanz und Spektakel mehren sich freilich die Zeichen, dass es an der Basis rumort. In seiner dritten Spielzeit in Luzern verdiene er nur unwesentlich mehr als den Mindestlohn, klagte der Schauspieler Yves Wüthrich am 26. März auf dem Onlineportal «Zentralplus». Für einen, der einen Hochschulabschluss habe, sei das «schlichtweg zu wenig». Im Kindergarten in Basel habe er einst einen Vogel gespielt, in Jena als Profi auch den Hamlet. Die Bühne fasziniere ihn, erzählte Wüthrich. Im Alter von bald 40 Jahren müsse er sich indes eingestehen, dass ein Künstler vom Applaus allein nicht leben könne. Er sei darum froh, dass er sein Budget mit sporadischen Einsätzen bei Film und Fernsehen aufbessern könne. In zwanzig Drehtagen verdiene er so viel wie in einem halben Jahr als Ensemblemitglied am LT.

Wüthrich lässt sich namentlich zitieren. Andere fürchten, sich diesen Luxus nicht leisten zu können, selbst wenn sie ähnlich empfinden. Die Mindestgagen für das künstlerische Personal am LT gehören heute zu den schlechtesten, die Theater hierzulande bezahlen. In der laufenden Spielzeit beträgt die Mindestgage in Luzern 3700 Franken, das entspricht einem Brutto-Monatslohn. Künstlerinnen und Künstler der verschiedenen Sparten arbeiten dafür sechs Tage die Woche, vor Premieren oft bis in alle Nacht. Die Malocherei ginge ja noch, wenn sich bei ihr nicht gleichzeitig so etwas wie Resignation eingeschlichen hätte, sagt eine junge Kollegin Wüthrichs, die einen Berufswechsel erwägt: «Du lässt dich zu Höchstleistungen anspornen, doch der Chef kennt dich nicht und grüsst dich nicht im Lift. Da fühlst du dich als Systemtöpel.»

Zum System Theater gehört, dass das technische Personal, das im Verband des Personals öffentlicher Dienste (VPOD) organisiert ist, tendenziell besser ver-

dient als das künstlerische Personal. Aber auch hier orten Gewerkschafter Nachholbedarf. Der Mindestlohn eines gelernten Schreiners etwa beläuft sich nach dem national gültigen Gesamtarbeitsvertrag (GAV) auf 4985 Franken pro Monat, am Luzerner Theater beträgt er 3893 Franken, also 1092 Franken weniger. Auch diesem Handwerker ist schon aufgefallen, dass das Geld nie fehlt, um etwa ein Bühnenbild dreimal neu zu konzipieren, während er finanziell kurzgehalten wird.

Wie im biblischen Gleichnis

Die einen kündigen, die andern harren aus. Bei manchen wächst die Einsicht, dass sie sich gewerkschaftlich stärker engagieren müssen. Woher die Unruhe? Weshalb gewinnt man den Eindruck, einige in Benedikt von Peters Truppe seien am Anschlag? Diese Fragen wollten wir mit Leuten diskutieren, die nach unserem Dafürhalten dazu berufen wären. Bald fühlten wir uns wie der König im biblischen Gleichnis, der die Notabeln seines Reichs zum Hochzeitsmahl lädt und lauter Absagen erhält.

Da ist zum Beispiel der Zweckverband für die grossen Kulturbetriebe, über den Stadt und Kanton Luzern im laufenden Jahr 28,3 Mio. Franken an fünf Institutionen fliessen lassen. Davon geht der Löwenanteil – 20,2 Mio. Franken – an das Luzerner Theater. Der Rest verteilt sich auf das Luzerner Sinfonieorchester, das Kunstmuseum, das Lucerne Festival und das Verkehrshaus der Schweiz. Die städtische Delegierte in diesem Zweckverband, Rosie Bitterli Mucha, und ihr kantonales Pendant Stefan Sägesser räumen zwar ein, dass die Arbeitsbedingungen am Luzerner Theater und bei anderen Kulturbetrieben ein wichtiges Thema seien. Mit dem Einwand, die Personalpolitik dieser Betriebe sei gewiss nicht ihre Sache, reichen sie das heisse Eisen aber gleich weiter.

Adrian Balmer verfügt als Verwaltungsdirektor des LT über personelle und finanzielle Kompetenzen. Auch er schlägt unsere Einladung aus. Am Theater sei gerade ein Prozess in Gang, der die Strukturen «im Sinne einer innovativen Organisationsentwicklung» überprüfe, man beleuchte «die aktuelle Situation wie die mittelfristige Zukunft». «Nach interner Rücksprache» auch mit der Stiftungsratspräsidentin Birgit Auferbeck Sieber wolle man «während dieses laufenden Prozesses keine externen Verlautbarungen abgeben».

Martin Wyss ist Geschäftsleiter des VPOD Zentralschweiz und Präsident des technischen und administrativen LT-Personals. Prompt zieht er sich ebenfalls zurück. Verhandlungen für einen besseren GAV speziell für das Haus an der Reuss stehen an. Die will Wyss nicht gefährden.

«041 – Das Kulturmagazin» jedoch hält am Thema fest, wie das Gespräch mit zwei Sachkundigen zeigt, die seiner Einladung trotz allem folgten.

«HUNGERLÖHNE AN THEATERN MÖGEN USANZ SEIN, NORMAL IST DAS NICHT»

Das Luzerner Theater holt zu künstlerischen Höhenflügen aus, das Bodenpersonal murrte. Was ist passiert? Ist der Ehrgeiz des Intendanten mit ihm durchgebrannt, wirkt der Spardruck nach, oder rühren die Spannungen von strukturellen Problemen? Mit der Arbeitnehmervertreterin Salva Leutenegger und dem Grünen-Politiker Urban Frye sprach Marlène Schnieper.

Interview: Marlène Schnieper

Bilder: Herbert Zimmermann

Eine junge Dramaturgin stellt fest, dass ihr Einkommen am Luzerner Theater unter dem liegt, was sie während des Studiums an der Migroskasse verdiente. Ein Schauspieler sagt, dass ihm zwanzig Drehtage beim Film gleich viel einbringen wie ein halbes Jahr Arbeit im Haus an der Reuss. Frau Leutenegger, ist das normal?

Salva Leutenegger: Ja, leider verhält sich das seit Langem so. Es wird sich auch nicht ändern, wenn wir uns nicht alle zusammen ernsthaft wehren.

Ist das in der ganzen Schweiz so oder nur in Luzern?

Leutenegger: Soweit wir sehen, sind die Gagen im Bereich von Oper und Theater überall sehr tief, das gilt für Festangestellte wie für die freie Szene. Mit einer Mindestgage von derzeit 3700 Franken pro Monat bildet Luzern allerdings zusammen mit Biel/Solothurn das Schlusslicht der institutionellen Theater.

Selten erhielt das Luzerner Theater künstlerisch so viel Lob wie unter der Intendanz von Benedikt von Peter. Weshalb zahlt sich das nicht aus für all jene, die vor und hinter den Kulissen bis zum Umfallen schufteten?

Leutenegger: Als Arbeitnehmerorganisation kämpft der Schweizerische Bühnenkünstlerverband (SBKV) seit Jahren für eine gerechtere Aufteilung der jeweils vorhandenen Mittel. Im Vorstand des Schweizerischen Bühnenverbandes (SBV), also der Arbeitgebervertretung, sitzt auch Adrian Balmer, der Verwaltungsdirektor des Luzerner Theaters. Wenn wir in der gemeinsamen Tarifkommission mit unserem Sozialpartner um Hebung der Mindestgagen ringen, stehen wir häufig auf verlorenem Posten – auch das landesweit. In Luzern, wo der Nachholbedarf besonders

gross wäre, versteckt man sich gern hinter dem Subventionsgeber. «Unser finanzieller Rahmen ist beschränkt, wir müssen uns nach der Decke strecken, es geht ja auch nicht an, dass Künstler mehr verdienen als Techniker.» So und ähnlich lauten die Ausflüchte.

Wachsendes Unbehagen äussert freilich nicht nur das künstlerische, sondern auch das technische Personal. Der monatliche Mindestlohn eines Schreiners am Luzerner Theater liegt fast 1100 Franken unter dem Mindestlohn im national gültigen Gesamtarbeitsvertrag. Wussten Sie das, Herr Frye?

Urban Frye: Ich wusste es, doch das Publikum ist sich der prekären Arbeitsbedingungen oft nicht bewusst. Hungerlöhne mögen an Theatern Usanz sein, dennoch halte ich es nicht für normal, dass hochqualifizierte Fachkräfte, eine Tänzerin mit Diplom, ein Dramaturg mit Masterabschluss, auf der Stufe von ungelerntem Servicepersonal entlohnt werden.

Bühnenkunst handelt von Macht und Ohnmacht, von existenzieller Not und Ausbeutung, dabei sind die Protagonisten selber die Ausgebeuteten. Ein Paradox?

Leutenegger: Tatsächlich erfahren Künstlerinnen und Künstler nur zu oft, wie zerbrechlich und austauschbar sie sind. Vielleicht führen sie uns gerade deshalb die Nichtigkeit menschlichen Strebens so eindringlich vor Augen.

Frye: Die Krux ist, dass das Luzerner Theater, das einst ein Stadttheater war, inzwischen eine Stiftung ist, also eine Einrichtung auf privatrechtlicher Basis, unabhängig von der öffentlichen Hand. Damit hat man die Asymmetrie der Macht quasi institutionalisiert. Das oberste Kader kann



Salva Leutenegger, 53-jährig, leitet seit 2015 die Geschäftsstelle des Schweizerischen Bühnenkünstlerverbandes SBKV in Zürich. Seit 25 Jahren vertritt sie bei Berufsverbänden die Interessen der Mitglieder. 2008 baute sie die Zürcher Geschäftsstelle des Journalistenverbandes Impressum auf und leitete sie während sechs Jahren. Zuvor war sie Geschäftsführerin beim Musikerverband SMV.

Urban Frye, 57-jährig, ist Kulturwissenschaftler und kulturpolitisch engagierter Kantonsrat der Grünen. Er hat einen Masterabschluss in Wirtschaftsrecht mit Schwerpunkt Vertragsrecht. Aus eigenen Mitteln hat er jüngst 3,5 Millionen Franken in die Music Box gesteckt, ein Studentenwohnheim an der St. Karli-Strasse 71c in Luzern, wo junge Musikerinnen und Musiker leben und arbeiten können.

schalten und walten, wie ihm beliebt. Wem's nicht passt, der kann gehen. Unter dem Primat der Kunst ist jede und jeder ersetzbar, für eine offene Stelle stehen hundert andere an.

Das Luzerner Sinfonieorchester (LSO), Partner des KKL und des Theaters, ist ebenfalls privatrechtlich organisiert. Es holt sich nicht nur künstlerisch Meriten, seine Mitglieder sind auch finanziell vergleichsweise gut gehalten. Liegt das am rührigen Intendanten Numa Bischof Ullman oder woran sonst?

Leutenegger: Musikerinnen und Musiker sind traditionell bessergestellt. Dass sie am Hof spielten, der weltlichen oder kirchlichen Macht nahestanden, wirkt bis heute nach. Mittlerweile lernten sie zudem, für ihre Rechte solidarisch einzustehen.

Frye: In Luzern hielt niemand Hof. Als Musiker brauchte man in dieser Stadt früher ein Bettler- und Hausiererpapent. Der zweite Umstand, den Frau Leutenegger anspricht, fällt stärker ins Gewicht: Orchestermusiker sind inzwischen gewerkschaftlich besser organisiert als andere Künstler. Sie kennen ihren Wert, können nebenbei unterrichten und arbeiten in der Regel bis zur Pension. Die Karriere einer Tänzerin endet im Alter von etwa 35 Jahren, danach muss sie sich umschulen lassen. Ihre Gage trägt dem kaum Rechnung. So ergeben sich krass unterschiedliche Verhältnisse innerhalb der künstlerischen Sparten.

Über den Zweckverband von Stadt und Kanton fliessen derzeit jährlich mehr als 28 Millionen Franken an die grossen Luzerner Kulturbetriebe. Gut 20 Millionen Franken gehen allein an das Theater, drei Millionen an das LSO. Daran hat der Regierungsrat die Erwartung geknüpft, dass diese Betriebe «marktgerechte Arbeitsbedingungen bieten und eine Personalpolitik nach ethischen Grundsätzen betreiben». Das klingt gut, doch wer verleiht dem Nachdruck?

Leutenegger: Herr Frye hat es erwähnt, als Stiftung ist ein Kulturbetrieb grundsätzlich unabhängig auch vom Subventionsgeber. Kein Politiker, keine Politikerin wird sich in die Personalplanung, geschweige denn in das künstlerische Programm eines solchen Betriebs einmischen wollen. Doch böten sich im Rahmen eines Subventionsvertrages durchaus Möglichkeiten, den Finger auf wunde Punkte zu legen. Darf ein Theater unter Spardruck mit den Gagen knausern, derweil ein Regisseur weisse und handgefertigte Gummi-stiefel für eine bestimmte Szene aus London ordern kann, auch wenn die Stiefel am Ende vielleicht gar nicht gebraucht werden? Solche kritischen Rückfragen wären einer gerechteren Aufteilung der gegebenen Mittel förderlich. Da könnten die öffentlichen Geldgeber schon mutiger sein. Darauf hat unser Verband in einer nationalen Kampagne im vergangenen Jahr hingewiesen.

Frye: Dieser Aspekt ist mir wichtig. Bei aller Achtung für die künstlerische Freiheit eines Intendanten – sollte er nicht zusammen mit dem Verwaltungsdirektor zuerst



«In Luzern, wo der Nachholbedarf besonders gross wäre, versteckt man sich gern hinter dem Subventionsgeber.»

Salva Leutenegger

darum bemüht sein, die Mindestgagen auf ein anständiges Mass zu heben, ehe er festlegt, welche Anzahl von Produktionen und wie viel Extravaganz die verfügbaren Finanzen gestatten? Mangelt es am dafür notwendigen Verantwortungsgefühl, sollte es der Stiftungsrat anmahnen. Aber die Mitglieder dieses Gremiums wählen sich selbst, sie üben ihr Amt so lange aus, wie sie wollen. In Luzern hat man von dieser Seite lange nichts gehört. Tauglicher wäre vielleicht ein Verein, in dessen Vorstand Personalvertreter einsässen. Die Basis könnte sie wählen und abwählen und damit auch in die Pflicht nehmen.

Herr Frye, Sie haben im Herbst im Kantonsparlament postuliert, dass Institutionen, die wesentlich durch öffentliche Gelder finanziert werden, die Saläre ihrer Führungskräfte publik machen. Dabei dachten Sie auch an die grossen Kulturbetriebe. Was versprechen Sie sich davon?

Frye: Die Grüne Partei, die ich vertrete, hat verlangt, dass für die leitenden Funktionen subventionierter Betriebe, also vor allem des Luzerner Theaters und des LSO, künftig die gleiche Lohntransparenz gilt wie für die obersten Kader der Luzerner Kantonalbank oder der Verkehrsbetrie-

be. Der Regierungsrat hat das Postulat abgelehnt, der zuständige Kulturminister Reto Wyss drückte aber die Erwartung aus, dass die einzelnen Institutionen von sich aus ihre Spitzensaläre offenlegen. Selbst beim FC Luzern hat man unterdessen begriffen, was es diesbezüglich geschlagen hat. Nur bei den Kulturbetrieben hapert es. Der Verwaltungsdirektor des Theaters ist seit Jahrzehnten im Amt. Er fürchtet, vielleicht nicht ganz zu Unrecht, dass kein Stein auf dem andern bleibt, wenn man einen Eckpfeiler des Gemauschels herauszieht. Auch der Stiftungsrat sperrt sich.

Was nützt es dem kleinen Schauspieler, wenn er erfährt, dass seine Intendantin eine halbe Million verdient, während für ihn ein Jahreslohn von 50 000 Franken abfällt?

Leutenegger: Die Einsicht in das Lohngefälle wird hoffentlich nicht nur den kleinen Schauspieler, sondern auch das grosse Publikum dazu anregen, das Ungleichgewicht zugunsten der schwächsten Akteure zu korrigieren. Darum unterstützen wir die Forderung nach Lohntransparenz für die oberen Kader, auch wenn sie an Schweizer Theatern generell nicht populär ist.

Frye: Für den Stiftungsrat des Luzerner Theaters scheint Lohntransparenz vorläufig ein Fremdwort zu sein. Seine Dialogbereitschaft tendiert gegen null. Damit begeht er politisch einen kapitalen Fehler. Persönlich werde ich jedenfalls keinem Theaterneubau zustimmen, wenn sich veraltungstechnisch nicht ebenfalls etwas bewegt.

Künstlerinnen und Künstler sind nicht unbedingt geborene Gewerkschafter – was heisst das für Sie?

Leutenegger: Es stimmt, eine Tänzerin ist meist unter zwanzig, ein Schauspieler wenig darüber beim ersten Auftritt. In diesem Alter denken sie noch nicht an AHV und Rente. Das kommt erst, wenn sie eine Familie gründen wollen. Doch selbst dann sind Bühnenkünstler ganz Leidenschaft für ihr Metier und deshalb leicht auszunützen. Das auferlegt uns als Berufsverband, ihre Interessen beharrlich und gleichzeitig behutsam wahrzunehmen. Nicht immer dringen wir mit dieser Strategie bei unserem Sozialpartner, dem Schweizerischen Bühnenverband, durch. In diesem Gremium sitzen ja nicht harte Kontrahenten, wie sie eine Gewerkschaft wie die Unia oft vor sich hat. Vielmehr treffen wir auf Theaterdirektoren, die Meister in der Empörungsbewirtschaftung sind und uns stets wieder versichern, dass wir letztlich alle am gleichen Strick ziehen. Solcher Ambivalenz müssten wir uns in Zukunft vielleicht noch pointierter stellen.

Frye: In Luzern steht die öffentliche Debatte über ein neues Theater an. Ob Neubau oder Umbau – die Kosten wird meine Partei und wohl auch die Bevölkerung nur mittragen, wenn auch die inneren Perimeter so verändert werden, dass für das Bühnenpersonal arbeitsrechtliche Mindeststandards gelten, die in anderen Branchen selbstverständlich sind.

«Die Karriere einer Tänzerin endet im Alter von etwa 35 Jahren, danach muss sie sich umschulen lassen. Ihre Gage trägt dem kaum Rechnung.»

Urban Frye

